

*Im Knaur Verlag sind bereits folgende Bücher
der Autorin erschienen:*

Nibelungenmord (Jan Seidel 1)

Loreley singt nicht mehr (Jan Seidel 2)

Die Lügen jener Nacht

Über die Autorin:

Judith Merchant studierte Literaturwissenschaft und unterrichtet heute an der Bonner Universität Creative Writing. Für ihre Kurzgeschichten wurde sie zweimal mit dem Friedrich-Glauser-Preis ausgezeichnet. 2014 erschien »Die Lügen jener Nacht«, Judith Merchants erster psychologischer Spannungsroman. »Rapunzelgrab« ist der dritte Kriminalroman in der Serie um Kommissar Jan Seidel aus Königswinter.

Judith
Merchant

**RAPUNZEL
GRAB**

Kriminalroman

KNAUR 

**Jede vermeintliche Ähnlichkeit der Figuren des Buches
mit lebenden oder verstorbenen Personen wäre rein zufällig
und nicht beabsichtigt.**

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



Originalausgabe September 2015

Knaur Taschenbuch

© 2015 Knaur Taschenbuch

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Verlagsagentur von Dobschütz, München.

Redaktion: Birgit Förster

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © Peter Wenz / FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51463-4

2 4 5 3 1

*Für alle Romanschreiber –
und solche, die es werden wollen.*

Prolog

Um ihn herum war es totenstill im Wald, die Vögel schwiegen, kein Ast knackte oder ächzte, und selbst die Blätter wagten nicht zu rascheln. Es war, als wäre er ganz allein, doch er wusste, dass dieser Eindruck trog. Vorsichtig verlagerte er seine Position, darauf bedacht, nicht vom Baum zu fallen. Er war in Gefahr. Sein Atem ging vor Angst schnell, obwohl er versuchte, ihn zu zügeln. Er musste sich konzentrieren. Er musste die Ohren spitzen, damit er hörte, wenn sie kam. Schon der Gedanke daran ließ erneut Angst in ihm aufsteigen. Sein Körper mahnte ihn zur Flucht, aber er würde ihm nicht gehorchen. Er würde nicht fliehen. Es ging hier nicht nur um ihn. Es ging auch um das Mädchen.

Das Mädchen hoch oben im Turm.

Der Königssohn duckte sich erneut, um unter den Blättern hindurchzuspähen, aber sein Platz im Baum war schlecht, um den Überblick zu behalten, nicht deswegen hatte er ihn gewählt, sondern nur, weil er ihn zuverlässig vor fremden Blicken verbarg. Ob er ihn auch vor den Blicken der Alten schützen konnte, würde sich zeigen, wenn sie endlich kam. Dass sie kommen würde, das wusste der Königssohn. Doch wann?

Seit zwei Wochen war sie nicht erschienen. So lange schon harrete er hier aus. Er hatte sein normales Leben ganz und gar aufgeben müssen, gegen seinen Willen fast, unweigerlich führten ihn seine Schritte immer wieder in die Mitte dieses Waldes an den Turm, in dem, wie er wusste, das Mädchen hauste, und unweigerlich hefteten sich seine Blicke jedes Mal auf das winzige Fenster, in dem er sie ab und an sah, schemenhaft nur. Der Königssohn war in dieser Zeit des Wartens und Lauerns hager geworden, Bartstoppeln überwucherten längst sein einst jugendlich glattes Gesicht. Er aß Nüsse und Beeren, die er fand, und trank den Mor-

gentau von den Blättern. Längst schon gehorchten seine Schritte seinem Verstand nicht mehr, alles in ihm war einzig darauf konzentriert, an das Mädchen zu gelangen.

Doch dafür musste er erst das Geheimnis des Turms lösen.

Und deswegen wartete er hier auf die Alte, tagein, tagaus.

Manchmal drang ein lieblicher Gesang aus dem hohen Turm, und dann hatte der Königssohn immerhin die Gewissheit, dass das Mädchen noch da und am Leben war. Er wusste nicht, was er mehr fürchtete: dass sie, die offensichtlich gefangen war, dort oben verhungerte? Dass sie, des Wartens auf Rettung überdrüssig, ihr Schicksal in die Hand nahm und sich aus dem Fenster stürzte? Oder dass jemand anders erschien, ein Ritter, der tapferer war als er, oder ein schönerer Königssohn und ihm zuvorkam? Ein Klügerer, einer, der wusste, was zu tun war?

Er wäre gern schnell und mutig gewesen, hätte ein Pferd gezäumt, ein Schwert gezückt und wäre für das Mädchen in die Bresche gesprungen, ganz so, wie es sich für einen tapferen Retter gehörte. Doch leider war da nichts, wogegen er kämpfen konnte, nur ein Turm, dreißig Fuß hoch, ein Turm aus rauhem grauem Stein, sauber verfugt, ohne Treppe, ohne Tor. Vermutlich gab es eine Geheimtür, die hinauf in den Turm führte, doch so sehr der Prinz jeden Zentimeter des glatten grauen Baus abgesehen hatte, er konnte keine Öffnung, keine Spalte, keinen verborgenen Knauf entdecken.

Es gab nur eine Erklärung, und die ließ den Prinzen erzittern.

Magie.

Es musste Magie sein.

Und das machte ihm Angst. Dagegen war er machtlos.

Magie musste es auch sein, die das Mädchen mit Lebenswichtigem versorgte und am Leben hielt. Der Königssohn kannte sich mit Mädchen nicht aus, aber auch ein Mädchen musste doch essen und trinken. Oder?

Der Königssohn seufzte erstickt auf, als ein Geräusch ihn zusammenfahren ließ. Direkt unter ihm knackte es, und er erstarrte.

Sie war es.

Die Hexe.

Sie befand sich direkt unter dem Ast, auf dem er saß.

Der Königssohn kniff die Augen zusammen und hielt den Atem an. Vielleicht hätte er hinunterspringen und um sein Leben und das des Mädchens kämpfen müssen, doch er war wie gelähmt, einzig seine Ohren waren gespitzt.

Vorsichtig öffnete er die Augen, darauf gefasst, dass die Hexe direkt vor ihm auf dem Ast sitzen und ihm höhnisch entgegengrinsen würde, da hörte er erneut das Knacken von Ästen, und vor Erleichterung entfuhr ihm der Atem wie ein Wimmern. Die Schritte entfernten sich.

Tief schnappte der Königssohn nach Luft, unfähig zu begreifen, was das zu bedeuten hatte.

Konnte es sein, dass die Alte ihn nicht gesehen hatte? Was sagte das über ihre magischen Kräfte aus?

Oder war es ein besonders perfides Spiel von ihr, ihn in falscher Sicherheit zu wiegen?

Vorsichtig spähte der Königssohn zwischen den Blättern hindurch, als er ihre Stimme hörte.

»Rapunzel!«, rief sie.

Er sah, wie sie vor dem hohen grauen Turm stand und zum Fenster hinaufrief. Rapunzel? War das der Name des Mädchens? »Rapunzel«, flüsterte der Königssohn verzückt.

Da hörte er die Alte wieder. »Rapunzel, lass dein Haar herunter!« Durch das dichte Blätterdach sah der Königssohn, wie das Mädchen im Fenster erschien und etwas hinunterwarf. Eine Leiter?

Er beugte sich vor, um etwas zu erkennen, aber zu weit, der Ast unter ihm neigte sich bedenklich, dann brach er. Noch im Fall sah er, wie die Hexe sich umdrehte. Der Blick ihrer grünen Augen traf

den Königssohn mitten ins Herz wie ein giftiger Dolch. Es ist aus, dachte er noch, dann erst prallte er unsanft auf dem weichen Waldboden auf. In Todesangst rasselte er sich auf, konnte kaum glauben, dass die Schmerzen das zuließen, dass seine Beine ihm gehorchten. Und dann lief der Königssohn, lief um sein Leben. Keinen einzigen Blick wagte er zurückzuwerfen, jederzeit erwartete er den eisigen Griff der Hexe im Nacken, er rannte und rannte, wie er noch nie zuvor gerannt war. Erst als er den Wald hinter sich gelassen hatte, wurde ihm klar, dass die Hexe ihm nicht gefolgt und dass er am Leben war.

Vorläufig.

Erschöpft legte er sich am Waldesrand in die Büsche und schlief. Und schon am nächsten Tag bei Sonnenaufgang ging er wieder in den Wald. Er hatte keine Wahl gehabt. Bei jedem Schritt hatte er sich gefragt, ob ihn die Hexe bereits erwartete. Und was sie mit ihm machen würde.

Doch als er jetzt am Fuße des grauen Turms stand, war weit und breit niemand zu sehen. Auch das Mädchen sang nicht. War sie vielleicht tot? Hatte er sie mit seinem Sturz in Gefahr gebracht?

»Rapunzel!«, rief er ängstlich und fixierte in banger Erwartung das Fenster. Doch nichts geschah.

Er dachte an das, was die Alte gerufen hatte, und obwohl er fürchtete, dass dies ein böser Zauberspruch sein mochte, der sein Schicksal endgültig besiegeln würde, nahm er all seinen Mut zusammen und rief, so laut er konnte: »Rapunzel, lass dein Haar herunter!«

Sein Atem stockte, als etwas geschah, was er kaum zu hoffen gewagt hatte. Im Fenster erschien der Schatten des Mädchens. Sie sah zu ihm hinunter, und dann warf sie etwas aus dem Fenster, die helle, schimmernde Leiter. Erst als sie wenige Zentimeter vor seinen Augen baumelte, erkannte er, dass es gar keine Leiter war. Es war ein Zopf. Ein seidiger, goldblonder Zopf. Das Haar von

Rapunzel. Ungläubig griff der Königssohn zu, berührte es mit zitternden Fingern, es war glatt und kühl wie eine goldene Schlange. Ein Beben durchfuhr den Prinzen. Jetzt konnte er kein Halten mehr. Er griff nach dem Zopf und kletterte hinauf, Zoll um Zoll griffen seine Hände das seltsame Seil ab, während seine Füße Halt in dem rauhen Mauerwerk suchten. Vergessen war die Hexe und ihr böser Blick, vergessen alle Gefahr. Das goldene Haar rann durch seine Hände, als lieblose es ihn, ein seidiges Versprechen dessen, was ihn oben erwartete. Endlich erreichte er die Fensteröffnung, zog sich mit letzter Kraft hindurch und stand dann schwer atmend in der winzigen steinernen Kammer. Ungläubig sah er sich um, und da war sie.

Ihm gegenüber auf einer schmalen Pritsche saß das Mädchen und schaute ihn an. In ihrem Blick war kein Erkennen. Nächtelang hatte der Königssohn sich ausgemalt, wie er endlich in die Turmkammer dringen, wie das Mädchen dann ihm, seinem Retter, um den Hals fallen, ihm unter Tränen danken würde, doch nichts davon tat sie, stattdessen wandte sie sich ab. Vornübergebeugt hockte sie, die Hände in Bewegung, und auch ihre Schultern zuckten. Was tat sie da?

Der Königssohn trat näher und sah, wie ihre Kiefer sich bewegten, als ob sie aße.

Dann erst erkannte er, was sie tat.

Und er stürzte zum Fenster und machte, dass er wieder hinunterkam.

* * *

Schreck saß im Großraumwagen auf einem Innenplatz, was natürlich ärgerlich war. Er hatte seinen reservierten Platz fluchtartig verlassen müssen, als er begriffen hatte, dass die Frau ihm gegenüber ihn interessiert musterte. Sie hatte ihn erkannt, und er wollte nicht erkannt werden. Nicht jetzt. Vor Lesungen war er empfindlich.

Lesungen gehörten zum Schriftstellerjob einfach dazu. Es war sinnlos, sich dagegen aufzulehnen. Ebenso sinnlos, wie sich über die vielen Verspätungen der Deutschen Bundesbahn aufzuregen. Verspätungen gehörten zur Bahn, und Bahnfahren gehörte zu Lesungen. Zumindest wenn man wie Schreck auf sie angewiesen war, weil man wegen Trunkenheit am Steuer keinen Führerschein mehr besaß.

»Einen Kaffee für Sie?«

»Gern.« Er nahm dem Bahnmitarbeiter, der in seiner schlechtsitzenden dunkelblauen Uniform erbärmlich schwitzte, den Kaffee ab. Kaffee gehörte zum Service der ersten Klasse, und Schreck wollte nicht auf dieses Privileg verzichten, nur weil es eigentlich zu heiß für Kaffee war. Außerdem brauchte er den Kaffee wegen des Bechers. Hätte er direkt aus der Flasche getrunken, hätte er ausgesehen wie ein Penner. Oder wie bei einem Jungesellenabschied, was eigentlich noch schlimmer war. Den Inhalt der Fläschchen in Kaffeebecher zu füllen war stilvoller, auch wenn es im Großraumwagen nicht ganz so diskret zu bewerkstelligen war wie sonst.

Erneut griff Schreck in das vorderste Fach seines Koffers, in dem die Fläschchen aus der Minibar klimperten. Aus jeder Minibar in jedem Hotel nahm er grundsätzlich alles mit, was mehr Prozent als Sekt hatte. Bezahlt hatte er noch nie dafür, denn die Hotelrechnungen übernahmen die Veranstalter, die ihn buchten, damit er aus seinem Buch vorlas.

Schreck hatte kein Alkoholproblem. Aber er hatte ein Problem

damit, all die schönen Fläschchen, die er sich früher hatte verkneifen müssen, ungetrunken zurückzulassen.

Er klappte sein MacBook auf und rief die Seite von Amazon auf, um sich durch seine Rezensionen zu klicken. Fast alles waren euphorische Fünf-Sterne-Rezensionen. Und die wenigen anderen waren von Neidern. Zumindest hatte Walli das gesagt, als er ihn angerufen und sich deswegen beschwert hatte. Walli war sein Agent.

Eine Stimme verkündete durch den Lautsprecher, dass man in wenigen Minuten Bonn Hauptbahnhof erreichen werde.

Schreck trank den Becher leer, knüllte ihn zusammen und sah sich nach einem Papierkorb um. Da er keinen fand, ließ er das Pappknäuel auf dem Tisch liegen, griff seinen Koffer und zog ihn in Richtung Tür. Der Zug hielt. Er stieg aus. Der Bonner Hauptbahnhof erschien ihm klein und bedeutungslos dafür, dass dies einmal die Bundeshauptstadt gewesen war.

Auf dem Bahnsteig war es voll. Es war also kein Wunder, dass die Dame, die ihn abholen sollte, auf sich warten ließ. Schreck spazierte ein wenig auf und ab, umrundete den Süßigkeitenautomaten und betrachtete die Tauben, die gierig zwischen den Gleisen herumflatterten und erfolglos nach allem stießen, was essbar aussah. Die schwüle heiße Luft ärgerte ihn, seine Haare würden sich kringeln, und leider konnte er vor der Lesung nicht noch ins Hotel fahren und duschen, dafür hatte er seine Zeit zu knapp bemessen. Außerdem war das Hotel nicht am Lesungsort, sondern in Königswinter, wenn er das richtig im Kopf hatte, denn dort fand seine morgige Signierstunde statt.

Der Bahnsteig war jetzt leer bis auf eine Traube Teenager, die aus unerfindlichen Gründen kichernd den Schaukasten mit dem Wagenstandsanzeiger umrundeten.

Schreck drehte sich um, halb erwartete er, dass eine dickliche ältere Dame die Rolltreppe heraufhasten und sich ihm unter

gemurmelten Entschuldigungen nähern würde. Oder eine magere mit grauem Pagenkopf, die als Erkennungszeichen sein Buch in die Höhe reckte. Aber nichts geschah, er blieb allein, ein gutaussehender erfolgreicher Autor, der eben noch vor einem mutmaßlichen Fan ins Großraumabteil hatte flüchten müssen, jetzt aber verloren auf dem Bahnsteig stand wie bestellt und nicht abgeholt. Was sollte er tun? Und wo war dieses Kaff, in dem er lesen sollte, überhaupt?

Schreck stellte den Koffer ab und holte sein Smartphone heraus. Die Nummer seines Berliner Agenten war inzwischen die, die er am häufigsten wählte.

»Ich stehe hier in Bonn am Hauptbahnhof, und niemand holt mich ab«, sagte er und bemühte sich nicht, seine Entrüstung zu dämpfen.

»Sicher steckt sie im Stau.«

»Aber der Zug hatte Verspätung. Ich hätte schon vor einer Viertelstunde ankommen müssen. Und die Verspätung ist angeschlagen, also ... Wahrscheinlich hat die Buchhändlerin mich vergessen.« Er sagte es beinahe scherzhaft, denn es war in der Tat ein Witz – als ob eine Buchhändlerin ihn, Schreck, vergessen könnte!

»Das ist keine Buchhändlerin, sondern die Vorsitzende eines Literaturclubs. Ruth Grosche. Warte, ich rufe Ruth Grosche kurz an, ich habe ihre Handynummer. Ich melde mich bei dir, wenn ich Frau Grosche erreicht habe.«

Walli legte auf, und Schreck wartete, das Telefon in der Hand. Er wusste, dass sein Agent den Namen der Frau extra wiederholt hatte in der Hoffnung, dass er ihn sich merkte. Schreck war völlig außerstande, sich Namen zu merken, auch wenn das unhöflich war.

»Du kannst es dir leisten, unhöflich zu sein, also stress dich nicht«, hatte Walli ihm auf der Buchmesse gesagt, als er hartnäckig alle

Verlagsmenschen falsch angesprochen hatte. Aber Schreck war sehr wohl aufgefallen, dass Walli seitdem jeden Namen mehrfach nannte.

Es klingelte. »Ja?«

»Ruth Grosche geht leider nicht an ihr Handy. Ihre Vertretung auch nicht. Vermutlich haben sie mit der Vorbereitung der Lesung zu tun, oder die Presse hält sie auf Trab. Sie kommt bestimmt gleich, aber es ist trotzdem besser, du nimmst dir ein Taxi und fährst selbst zum Veranstaltungsort. Ich habe Ruth Grosche auf die Mailbox gesprochen, dass wir es so machen.«

»Ich sehe hier aber kein Taxi«, sagte Schreck und blickte den Bahnsteig hinunter.

»Geh zum Haupteingang des Bahnhofs, da ist ein Taxistand. Und dann lässt du dich nach Rheinbach fahren, zum Hexenturm. Da findet die Lesung statt. Frau Grosche ist sicher schon dort. Und später hast du dann dieses Interview mit der Journalistin, die das Porträt über dich schreiben will.«

»Rheinbach. Hexenturm«, wiederholte Schreck folgsam. Den Namen der Veranstalterin zu wiederholen, sträubte er sich, auch wenn er wusste, dass das Walli beruhigt hätte. Er verstaute das Handy, nahm seinen Koffer und ließ sich von der Rolltreppe abwärtsbringen.

Lesungen, dachte er, während der Bahnsteig vor seinen Augen erst immer höher stieg und dann verschwand. Lesungen sind wirklich die Pest.

* * *

Der Taxifahrer sprach fast kein Deutsch, und das war Schreck recht so. Er presste sein Gesicht an die Scheibe, während er im Geiste durchging, was er seinem Publikum sagen wollte.

»Hexenturm«, nuschelte der Fahrer mürrisch.

Schreck blickte ungläubig aus dem Fenster. Er sah Reste einer Stadtmauer, schmucke Fachwerkhäuser und einen hohen Turm. Mittelalterlich, vielleicht, Schreck kannte sich da nicht so aus. Allerdings kannte er sich mit Lesungen aus, und ein großer, erfolgsversprechender Veranstaltungsort sah anders aus. »Sind Sie sicher?«

Der Fahrer schaute ihn stur an und hielt die Hand auf. Schreck zahlte und stieg aus. Mit dem Koffer in der Hand ging er langsam auf den Turm zu und ließ dabei misstrauisch den Blick umherwandern. Nein, hier sah es wahrlich nicht so aus, als sollte in wenigen Stunden der Bestsellerautor Schreck lesen. Kein Schild wies auf die Veranstaltung hin.

Wobei – das war möglicherweise auch ein gutes Zeichen, vermutlich war die Veranstaltung ausverkauft. Oder ohnehin nur für geladene Gäste, Lokalprominenz und Presse. Eine exklusive, kleine Lesung, anders als die Massenveranstaltungen in den Filibuchhandlungen. So war es, ganz bestimmt. Es *musste* einfach so sein.

Schreck fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn. Es war heiß, ein richtiger Sommertag, aber es lag nicht allein daran, dass er schwitzte. Er merkte, dass etwas nicht stimmte. Inzwischen hatte er ein ausgeprägtes Gespür dafür entwickelt, was für eine Art Lesung ihn erwartete. Und hier war etwas seltsam. Aber was? Er sah sich schon mit zwei Handvoll Gästen und einem aufgeregten Volontär vom Lokalradio in einem kleinen Raum ohne Mikrofon. Das war unmöglich. Er würde sofort Walli anrufen. Oder Kopfschmerzen vortäuschen und in sein Hotel flüchten, wo eine warme Dusche und eine wohlgefüllte Minibar auf ihn warteten. Die Tür des Turms knarrte leise, als er sie öffnete. Rechts an der roh verputzten Wand spürte er einen Schalter. Etwas stimmte nicht. Etwas stimmte ganz und gar nicht. Er spürte Angst in sich, kalt und hart. Angst vor dem, was ihn dort oben erwartete.

»Herr Schreck! Da sind Sie ja!« Als eine Frau mit ausgestreckter Hand durch den runden Raum auf ihn zukam, überlegte Schreck kurz, ob er sich ihren Namen gemerkt hatte. Frau Kosche? Kusche? Er wusste es nicht mehr.

Die Veranstalterin sah genau so aus wie die meisten ihrer Art. Eine Kulturtussi, die ihn routiniert begrüßte, nach seinen Wünschen fragte – kaltes Wasser oder lauwarm? Mit Sprudel oder ohne? – und der man eine gewisse Aufregung anmerkte. Sie geleitete ihn durch einen engen Gang im rauhen Gemäuer bis hoch unters Dach, bis in den obersten Raum des Turms, er war ebenso rund wie die anderen. »Ich hole Sie dann ab, wenn es Zeit ist«, sagte sie. »Die Lesung findet in dem Raum unter uns statt. Brauchen Sie noch etwas?«

Schreck ließ den Blick über den Tisch wandern, auf den er sein Buch neben einen Stapel Werbezettel, ein sauberes Wasserglas und eine Auswahl an alkoholfreien Getränken gelegt hatte. »Nein.«

»Dann bis gleich.« Sie machte eine Pause. »Wir freuen uns schon!« Er lächelte höflich und wartete, bis sie draußen war, ehe er seine Tasche öffnete und die Miniaturflaschen aus der Minibar herausholte, um die erste davon in das Wasserglas zu leeren.

Nach etwa einer halben Stunde hatte sich seine Aufregung etwas gelegt, was nicht zuletzt an den jetzt leeren Flaschen lag. Er hörte, wie die Veranstalterin – Bosche? Busche? – die Treppe hochkam.

»Wir wären dann so weit, Herr Schreck.«

»Okay.« Er nahm sein Buch und folgte ihr. Etwas war komisch an ihr. Es war nicht nur der Lesungsort, sondern auch diese Frau. Etwas in ihm prickelte wie eine leise Warnung. Aber wovor?

»Dann also ...«, sagte sie und drehte sich zu ihm um, ehe sie die Tür öffnete. Der runde Raum dahinter war vollgestopft mit Zuhörern, die auf groben hölzernen Stühlen saßen und die Köpfe

nach ihm reckten wie gierige Möwen. »Bitte, nehmen Sie Platz«, sagte die Veranstalterin leise, und als sie ihm ins Gesicht sah, wusste Schreck, was ihn irritierte. Ihr Blick war anders als die Blicke der Veranstalterinnen, die er bisher kennengelernt hatte. Es fehlte etwas darin.

»Ich würde sagen, wir fangen dann gleich an«, flüsterte sie, und da erkannte Schreck schlagartig, was fehlte. Bewunderung. Und Neugierde. Die Dinge, die jeder Frau und jedem Mann normalerweise ins Gesicht geschrieben standen, mit denen er zu tun hatte. Stattdessen witterte er etwas anderes.

Gefahr.

Die Frau, deren Namen er sich nicht merken konnte, lächelte. Ihr Lächeln war nicht echt, das spürte er jetzt ganz deutlich. »Ich stelle Sie dann vor, sage etwas zu Ihren bisherigen Preisen, dann ein bisschen was zu Ihrem Werdegang. Geburt und Studium in Greifswald, längerer Aufenthalt in Brasilien, London, München und Ahrweiler. Und Sie erzählen dann etwas zu Ihrer Arbeit an Ihrem nächsten Roman.«

Etwas in ihm erstarrte. »Was?«

»Oh, da ist schon die Dame vom General-Anzeiger.«

In ihm blinkte es rot, während er der jungen Frau die Hand reichte und mechanisch ihre Fragen beantwortete. Zum Glück waren es Fragen, die er schon in- und auswendig kannte, so dass er nur den Mund öffnen musste, um die Antworten herausfließen zu lassen.

Und während die Worte aus seinem Mund drangen, arbeitete es hinter seiner Stirn fieberhaft.

Das, was die Veranstalterin da eben gesagt hatte, konnte nicht sein, es konnte nicht sein, weil es unmöglich war, aber auch, weil es einfach nicht sein durfte. Er hatte diese Frau noch nie zuvor gesehen. Wenn sie das gesagt hatte, was er gehört hatte, dann bedeutete das ...

Schreck schluckte. Es war egal, was es bedeutete. Er würde abhauen. Sofort.

Schreck erhob sich, sein Buch fiel zu Boden. Instinktiv bückte er sich danach, und dabei traf sein Blick den eines Mannes, der in der ersten Reihe saß. Die beiden sahen sich an, einen Moment nur. Dann lächelte der andere, höflich, erfreut vielleicht, es war das Lächeln eines Lesers. Er hob die Hände und begann zu klatschen, und die Leute um ihn herum fielen ein, alle Augen richteten sich auf ihn, ein Applaus brandete auf und begrüßte den Bestsellerautor Niklas Schreck in Rheinbach. Und dieser begriff, dass Flucht jetzt unmöglich war.

Sein Puls jagte hoch, er spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Der Applaus des Publikums klang in seinen Ohren, als galoppierte eine Herde wilder Tiere vorbei. Er nahm den Lichtkegel wahr, der auf ihn gerichtet war, hörte durch die Lautsprecher sein eigenes hastiges Atmen, das leichte Keuchen, wenn er die Luft einso, und er begriff, dass jemand das Mikrofon eingeschaltet hatte und dass alle ihn hörten. Und sahen. Und vermutlich seinen Angstschweiß rochen.

Und er begriff, was los war.

Und auch, dass er nicht würde entkommen können.

Also öffnete er sein Buch und begann zu lesen.